

"Tschau miteinander! Ich bin der Ruedi und möchte französisch lernen [...]"

Autor(en): **Tobey, Barney**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **98 (1972)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

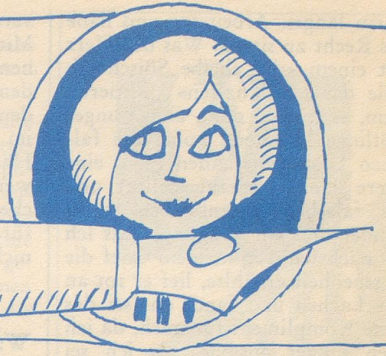
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau



Meine diplomatische Karriere

Sie dauerte im ganzen zwar nur einen Monat, aber sie war so schön und friedvoll, daß ich sie nie vergessen werde. Ich absolvierte sie zur Vorfrühlingszeit in dem wunderschön gelegenen Botschaftsgebäude eines kleinen, ziemlich fernen Landes. Einen ganzen Nachmittag lang wurde ich in die Tätigkeit der schweizerischen Sekretärin eingeführt, die wegen Ueberarbeitung dringend in die Berge fahren mußte. Ich erfuhr allerlei über diplomatische Gepflogenheiten. Leider habe ich aber ihre Feinheiten und Nuancen zum größten Teil wieder vergessen, seitdem ich nicht mehr exterritorial lebe und wieder entsprechend rauhere Sitten angenommen habe.

Beispielsweise verstand ich damals die Sprache der Visitenkarten fließend; ich wußte, was es bedeutete, wenn die rechte obere Ecke leicht umgebogen war, wenn die Karte persönlich abgegeben oder nur in den Briefkasten geworfen wurde; auch bemühte ich mich aufrichtig nachzufühlen, daß «Son Excellence et Madame» das eine Mal bedauerten, an einem Empfang nicht teilnehmen zu können, das andere Mal sogar tief bedauerten, der dritten Einladung aber mit dem größten Vergnügen Folge leisten wollten.

Meine Arbeit begann um neun Uhr; spätestens um halb zehn hatte uns der Portier den Kaffee bereitet; dann saß man in der gemütlichen Küche der alten Villa und schwatzte. Ab und zu versuchte ich den Sinn eines Wortes dieser schwierigen, durchaus nicht indogermanischen Sprache zu erhaschen, in der ich am Ende meiner Karriere immerhin die Hausnummer des Botschaftsgebäudes aussprechen konnte. Der Attaché war ein fideler Mensch, der beim Kaffee allerhand Geschichten in einer Art völkerverbindendem Esperanto erzählte. Dabei saß er auf einer Kiste, die lauter volle, zollfrei importierte Whisky-Flaschen enthielt. Gegen halb elf kam der Botschafter. Ich eilte in mein Büro und sortierte die eingegangenen Visitenkarten. Exzellenz war ein sehr würdiger Herr, der mich jeden Morgen nach der Begrüßung feierlich fragte: «Comment vous portez-vous?»

Meine Haupttätigkeit bestand im Telefonieren. Es war wunderschön, auf diplomatischer Ebene mit dem Bundeshaus zu verkehren. Selbstverständlich nur französisch. Einmal habe ich es auf berndeutsch versucht mit der Sekretärin eines hohen Chefs. Aber da gab es eine merkwürdige Pause, während welcher ich die Dame am andern Ende der Leitung leer schlucken zu hören glaubte. Doch ihre diplomatische Erfahrung kam ihr rasch zu Hilfe, und mit Geschick überspielte sie die heikle Situation, indem sie ihrem bernischen Schulfranzösisch immédiatement eine überaus gepflegte Note verlieh, mich damit auf exterritorialem Posten zu Gleichem verpflichtend.

Manchmal durfte ich auch einen Brief schreiben. Dann wurde ich ins Arbeitszimmer des Botschafters gerufen, und Exzellenz erläuterte mir sehr genau, worum es ging und was in dem Brief stehen werde. Dann aber mußte eine andere Angestellte in einem alten Dossier nachschlagen, ob es nicht schon früher einen ähnlichen Fall gegeben hatte. Es gab immer einen ähnlichen Fall. Meine Arbeit be-

stand nun darin, den früheren Brief so getreu wie nur möglich zu kopieren, bloß Daten und Namen mußten abgeändert werden. Einmal durfte ich sogar unserem Bundespräsidenten schreiben und ihm mitteilen, daß der neu gewählte Ministerpräsident in jenem Lande die Kabinettsitzung eröffnet habe. Diese Nachricht hatte ich zwar schon tags zuvor in der Zeitung gelesen, denn ich hielt mich damals stets auf dem laufenden über «mein Land», aber sicher konnte es nur gut sein, wenn unser Präsident es auch wußte, denn vielleicht war ihm ja die Nachricht entgangen.

Mit meinen Arbeitsbedingungen konnte ich wirklich zufrieden sein; nichts von Hetze, nichts von Ungeduld, alles ging ruhig und würdig seinen Gang. Fast ängstlich wurde mir immer wieder bedeutet, ein ganzer Brief müsse ja nicht an einem einzigen Tag geschrieben werden, man könnte ihn auch morgen oder übermorgen oder in der folgenden Woche abschicken. So kam es, daß ich jeden Tag an meinen Examensvorbereitungen arbeiten konnte und erst noch in di-

plomatischer Währung dafür bezahlt wurde.

Als eines Morgens der Portier wegen Krankheit nicht zur Arbeit kam, fragte man mich, ob ich nicht einen Studenten kenne, der ihn vertreten würde. Ich kannte einen, dem ich die exterritoriale Behandlung gerne gönnte und der sich sehr rasch einarbeitete. So rasch, daß ich nur staunen konnte. An einem Nachmittag, kurz vor Arbeitsschluß, übergab ich ihm einen Brief mit Umschlag und sagte, der müsse eingepackt, frankiert und versandt werden. Unser neuer Portier maß mich äußerst befremdet mit einem Blick und antwortete dann spitz, den Brief ins Couvert stecken und dieses zukleben, das werde er tun. Aber ich würde doch nicht im Ernst von ihm verlangen, daß er heute abend auch noch die Marke aufklebe. Das habe denn doch Zeit bis morgen. Und absenden werde er ihn gewiß auch einmal.

Vielleicht ist es gut, daß meine diplomatische Tätigkeit nicht allzulange anhielt. Wie hätte ich mich sonst je wieder im helvetischen Alltag zurechtfinden sollen? Aber wie gesagt, für jemanden, der daneben noch einen wirklichen Beruf hat, sind solche diplomatische Arbeitsbedingungen geradezu ideal. Nina



«Tschau miteinander! Ich bin der Ruedi und möchte französisch lernen, damit ich endlich verstehe, warum sie mich hier ‚enfant terrible‘ nennen!»

Im Tram

Es geht um das leidige «Aufstehen oder nicht» im Tram. Ich habe da einige sehr unliebsame Erinnerungen, die mir jeweils tagelang meine gute Laune vergällten.

Szene 1: Schauplatz ein Tram der Stadt Bern, zirka 18.00 Uhr, werktags. Ich kam von einem Arbeitstag nach Hause. Damals war ich gerade 24 Jahre alt. Zwei ältere Herren (schätzungsweise 65–70 Jahre) steigen am Zeitglocken in den vollbesetzten Wagen ein. Sie müssen stehen. Es sind noch keine zehn Sekunden vergangen, so pflanzt sich der dickere der beiden mit drohend erhobnem Zeigefinger vor mir auf und sagt in unmißverständlicher Weise: «Der Fratz da soll aufstehen!» Da ich auf Grobheiten meist mit Schweigen reagiere, ergab sich keine Diskussion. Neben mir saß jedoch eine junge deutsche Servier-tochter, die dem Herrn sehr verärgert sagte, auch sie sei müde von